

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 19

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 2
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

«Was ich mir gedacht habe?» Der Deutsche lachte. «Eine Wut hatte ich zuerst, denn wer lässt sich gern in einem Versteck aufspüren, in dem man sich geborgen fühlt ... Man kann ja nie wissen? Jedenfalls wollte ich mich still verhalten und abwarten, das ist immer das Beste.»

«Und ich glaubte allein zu sein, dann muss mich der Schlaf übernommen haben, ich weiss nur nicht wie lange.»

«Nicht länger als eine halbe Stunde, schätzungsweise.»

«Und dann wollte ich herausfinden, ob dieser wunderbare Geruch hier auch seine Ursache hat, doch ich habe mich getäuscht — die Harasse sind ja leer. Ich finde das gemein ...» Der Schweizer lachte.

«Gemein? Wieso denn? Hast du Hunger? Die Nase trügt selten. Gerade hinter dir gibt es Apfelsinen in Hülle und Fülle, du hast nur in die falschen Kisten gegriffen. Sauer sind sie zum heulen!»

Und wahrhaftig, gleich hinter ihm, in einem der Harasse waren Orangen — er brauchte nur hineinzugreifen. Und er suchte sich eine aus, die sich reif anfühlte, sog noch einen letzten gierigen Zug aus der Zigarette und zertrat sie. Dann begann er die Orange zu schälen. «Mein Name ist übrigens Frank», sagte der Deutsche nach einer Pause, «nur damit du im Bilde bist — Günter Frank.»

Der Schweizer schmatzte schon, und der Saft floss ihm aus den Mundwinkeln und über die Finger auf die Hose. Die Orange war sauer, das liess sich nicht leugnen, aber besser eine saure Orange als gar keine. Er antwortete nicht gleich, musste zuerst schlucken und seinen Mund mit dem Handrücken abwischen.

3.

«Ich», antwortete er endlich, heisse Anderegg — Martin Anderegg.» Schon hatte er sich eine neue Orange aus dem Harass geholt und begann sie hastig zu schälen.

«Das klingt schweizerisch — Anderegg ... Donnerwetter, schüttelt uns der Bursche in der Weltgeschichte herum!»

Der Anhänger schlingerte beängstigend. Eigentlich war es unheimlich, wenn man eingehüllt von der Finsternis durch die Nacht gefahren wurde wie durch einen endlosen Tunnel. Draussen dehnten sich Landschaften, weite und fruchtbare Gefilde; vielleicht auch einsame Wälder und karge Schafweiden. Sie konnten durch fruchtbare Gelände rollen oder unter den hängenden Gärten der sagenhaften Semiramis — und würden es nie wissen! Die Regenwolken mussten sich endlich entleert haben. Das Spritzen unter den Pneus hatte aufgehört, nur der Wind pfiff noch gellend über sie hinweg.

«Jetzt möchte ich doch einmal wissen, wie es draussen ausschaut!» sagte Frank, tastete sich an die Blache, schlug sie zur Seite und spähte hinaus. «Es regnet nicht mehr!» rief er. «Hell ist es allerdings auch nicht geworden ...»

Anderegg war ihm orangelutschend gefolgt. Himmel und Erde schienen eins geworden, und nur geisterhaft huschten die nahen Umrisse der nächtlichen Landschaft vorbei: Strauchsillouetten, die das Aussehen von Traumtieren hatten; Bäume, die wie meditierende Gestalten ins Blickfeld kamen und wieder verschwanden; Hügel und Kuppen, die wie Wogen vorbeiglitten. Dann glaubten sie einen Hof zu erkennen, und eine Weile sahen sie überhaupt nichts anderes als hochaufragende Mauern und wieder Bäume, deren Zweige im Winde aufrauschten und sprühten.

Der Deutsche klappte die Blache zu. «Ein hübsches Tempo hat unser Fahrer», sagte er anerkennend, «wenn er so weitermacht, sind wir ja im Nu in Marseille.»

Anderegg antwortete nicht. Er hatte sich wieder gesetzt und gierig eine halbe Orange in den Mund gestopft. Das reissende Tier in seinem Magen, unersättlich Opfer heischend, musste irgendwie beschwichtigt werden.

«Wenn wir nur unbemerkt entwischen können», fuhr der Deutsche fort, «das ist jetzt meine einzige Sorge. Verflucht! Immer dieses Versteckspiel, Tag und Nacht und ohne Ende. Immer auf der Hut sein und nach diesen ekelhaften Ränken und Schlichen suchen — wie ich das manchmal satt und nochmals satt habe! Kommt er früh an, so haben wir mehr Glück, als wenn er seine Zeit verbummelt, und ausserdem ist es noch Glückssache, wo er anhält — hoffentlich nicht vor einem Gendarmerieposten ... Was willst du denn tun in Marseille?»

Anderegg schmatzte (er hatte die dritte Orange geschält) und antwortete unsicher: «Wenn ich das wüsste ...» Plötzlich rührte ihn die Angst vor dem Ungewissen wieder an, und von neuem musste er daran erinnert werden, dass sich kein einziger schäbiger Sou mehr in seinen Taschen langweilte. «Arbeit suchen», sagte er, als wäre das so selbstverständlich wie sein stetes Hungergefühl.

«Keine üble Idee», erwiderte Frank ironisch, «eine fabelhafte Idee sogar! Und auf den Mond fliegen willst du nicht? Oder so nebenbei eine ergiebige Goldmine entdecken? Na, mir kann es ja egal sein, jeder soll sein Glück selber schmieden, heisst es irgendwo, schmiede nur munter darauflos, ich will dir deinen Köhlerglauben nicht nehmen ...»

«Und du — was willst denn du tun in Marseille?» fragte Anderegg kleinlaut.

«Ich weiss oder wüsste es vielmehr genau, aber das hilft mir wenig. Jedenfalls bin ich dort besser untergebracht als anderswo. Marseille ist zum Glück noch eine Stadt, wo man untertauchen kann. Darum will ich wieder nach Marseille, nur darum.»

Anderegg starre verblüfft in die Finsternis. «Warum will er untertauchen und vor der Polizei Ruhe haben? Hat er etwas ausgefressen?»

«Ich bin zwar kein Hellseher», sagte der Deutsche mit einem gutmütigen Lächeln, «aber was dir jetzt durch den Kopf geht, das weiss ich ziemlich genau.»

«Ich ...» Anderegg stammelte etwas Unverständliches.

«Auf dem Kerbholz habe ich nämlich nichts», unterbrach ihn der andere bündig, «aber ich bin nicht nur blinder Passagier in diesem Salonwagen — ich bin es auch in diesem Land, verstehst du? Wenn die Gendarmerie sich näher für meine Person interessiert, gibt es endlose Scherereien — und ich gehe nicht zurück nach Deutschland!» Er brach

brusk ab und fügte nach einer Pause mit veränderter Stimme hinzu: «Wenn ich Glück habe, kann ich vielleicht in Marseille auf einen Kahn kommen. Ich habe dieses hysterische Europa satt. Von vorn möchte ich anfangen wie Adam — mit oder ohne Eva, ganz egal. Oder wie Robinson! Es muss ja nicht unbedingt ein Schiffbruch sein, der mich auf eine einsame Insel spült. Neu anfangen! Irgendwo zu Hause sein! Wissen, wo man schläft und träumt. Hirngespinste! Jetzt will ich schlafen, dieses Faseln führt doch zu nichts ...»

Martin Anderegg hatte inzwischen ein halbes Dutzend Orangen verspeist. Ein Gefühl von Völle, übler Völle, beschwerte und bedrückte ihn. Und doch angelte er von neuem eine Frucht aus dem Harass. Er musste plötzlich rülpsen wie Falstaff und bat höflich um Entschuldigung. Der Deutsche schwieg. «Ein merkwürdiger Mensch, dieser Frank», dachte er. «Hat er als Emigrant seine Heimat verlassen? Und wie lange treibt er sich schon in Südfrankreich herum?» Er hätte gern seine Neugierde befriedigt, hielt sich jedoch zurück und verspeiste einmal die siebente Orange. Dann versuchte er sich ein bequemeres Lager herzurichten. Er tastete sich an seinen alten Platz zurück und legte sich auf die Wagenbrücke, indem er seine Segeltuchtasche als Kopfkissen an die Bordwand legte. Er lag schon eine Weile und spürte, wie die Müdigkeit ihn bleiern befiel, als er plötzlich aufschreckte und rief: «Wirst du mich aufwecken, wenn ich zu fest schlafen sollte?»

Eine Weile kam keine Antwort, dann erwiderte der Deutsche: «Ihr Schweizer seid geradezu beleidigend misstrauisch. Klar werde ich dich wecken, aber jetzt lass mich schlafen!»

Anderegg lag auf dem harten, unablässig schützelnden Boden und starre in die Finsternis. Der Motor arbeitete pausenlos; die Pneus rollten mit schleifenden, hin und wieder saugenden und zischenden Geräuschen über den Asphalt. «Bald werde ich in Marseille sein und dort will ich der Mutter endlich einen Brief schreiben.» (Dass er nicht einmal mehr Geld für die Marken in seiner Tasche hatte, daran dachte er nicht mehr). Sicherlich glaubte sie, er treibe sich noch immer in Italien herum. Dieser Deutsche war kein leeres Blatt wie er. Nun, so leer war seine Vergangenheit ja auch nicht mehr. Er hatte mancherlei erlebt und gesehen. Er nahm sich vor, noch seine Taschen mit Orangen zu füllen, sie vollzustopfen, bevor sie den Anhänger in Marseille verlassen würden. Besser Orangen, auch saure, als gar nichts. Wenn er sich

dem Deutschen anschliessen würde, so überlegte er, könnte er vielleicht manches leichter tragen. «Er ist schon einmal in Marseille gewesen, er weiss, wie man «untertaucht»; dort wimmelt es von Menschen aller Rassen und Erdteile!» Er erinnerte sich auf einmal wieder an das Mädchen, das ihm am frühen Morgen in Vidauban den letzten Franc abgenommen hatte. Sehr deutlich tauchte ihr Antlitz vor seinem inneren Blick auf. Und er sah sie wieder, wie sie das grosse Stück Brot vom Laib abschnitt, und wie sie ihm das weisse, köstlich duftende Brot mit einem Lächeln überreichte. Ihr Haar war tiefschwarz gewesen wie überreife Holunderbeeren, die Augen dunkel und von starken Wimpern überschattet. Es war noch früh am Tag; sie hatte rätselhaft und verwirrend gelächelt und sich wohl über seine Stummheit verwundert. Wie kam es nur, dass ihn diese weiblichen Wesen so oft mit Stummheit schlugen? Warum hatte er kein Wort über die Lippen gebracht? Musste er denn wahrhaftig zuerst immer halb betrunken sein? Angestarrt hatte er sie auch wie ein Simpel vom Lande. Wenn die Worte sich ihm versagten, dann begannen seine Augen zu reden, zu starren, zu zwinkern ...

Zum Kuckuck, vielleicht hätte sie ihm die Scheibe Brot geschenkt, wenn er nur ein Wort gesagt hätte! Er konnte sich ja verständlich machen, wenn er nur wollte, konnte reden — auch ohne Alkohol — mit einem ziemlich harten «accent féderal» und vielen Fehlern, aber bisher hatte man ihn immer verstanden. Jetzt war er doch gottfroh, dass er gleich nach der Schule, mit noch nicht ganz vierzehn Jahren, im Welschland gearbeitet hatte. Vielleicht hätten ein paar Worte genügt, das Mädchen weich zu stimmen! Mit den Augen allein ging es doch nicht. Man *musste* reden! Er hätte sagen können: Welch schöne Augen Sie haben, Mademoiselle! Und dieses Haar — solch schönes Haar habe ich in meinem Leben noch nie gesehen! Jetzt bin ich ganz sicher, dass die herrliche Schwarze mir die Scheibe Brot geschenkt hätte, aber man muss den Schnabel öffnen. Sicherlich hat sie mich für einen Taubstummen gehalten. Und ich hätte meinen Franc noch ... meinen Franc ... Ein Franc, ein simpler, lumpiger Franc ist unendlich viel mehr, als gar keinen Franc zu besitzen ... Und der Mutter kann ich ja auch nicht schreiben ... Sie wartet vergeblich auf Nachricht ...

Der Motor sang. Jaulend pfiff der Wind über die Blache hinweg. Das Gestänge ächzte, schien manchmal zu stöhnen. Und vorn, auf seinem ab-

gewetzten Ledersitz, sass der Fahrer und blickte angespannt auf die leere Strasse, die von den Scheinwerfern wie von Riesenfühlern abgetastet wurde. In seinem Mundwinkel hing eine halbgebrachte, erkaltete Zigarette.

4.

Martin fuhr jäh auf und starre erschrocken um sich. «Es ist Zeit!» Der Deutsche hatte ihn wach gerüttelt.

«Es wird hell — wir müssen bereit sein.»

Günter Frank kauerte sich an die Bordwand und spähte durch den Blachenspalt.

Martin fand sich eine Weile nicht zurecht, er hatte fest geschlafen; jetzt gähnte er und raffte sich auf. Seine Glieder waren steif geworden vom unbequemen Liegen.

«Hast du gut geschlafen?»

«Ich glaube ja ...» Martin gähnte von neuem und immer noch war er benommen.

«Schau, es wird hell! Wie spät ist es wohl? Wenn er anhält, zuwarten und nicht den Kopf verlieren. Ruhig Blut bewahren.»

Der Junge blickte durch den Spalt auf die Strasse, die unter ihnen wegzulaufen schien wie ein endloses Band. Sie war trocken. Er fröstelte. In seinem Magen war wieder diese widerliche Leere, die immer Anfälle von leichter Uebelkeit hervorrief.

«Wir kommen Marseille schnell näher», sagte Frank, «das sind schon die Vororte. Vermutlich ist er über Aubagne gefahren. Er fährt wie der Teufel.»

Der Morgen graute. Fleckige, trostlose Fabrikmauern glitten vorbei, dann armselige Wohnhäuser und wieder freies Land. Eine Kreuzung wurde holpernd durchquert, und dann erblickten sie eine verunkrautete Geleisespur. Und wieder kamen Mietshäuser mit geschlossenen Jalousien. Eine Autogarage mit einer SHELL-Tankstelle. Und von neuem Fabrikmauern mit zerfetzten Plakaten. Ein schwarzqualmender Hochkamin ragte in den mählich heller werdenden Himmel. Dann nochmals freies Feld und Ginsterstauden. Das Geleise verlief sich in einer Nebenstrasse. Eine lange Reihe von Pappeln, die wie Riesen im Morgenlicht standen. Eine Ziegelei mit ockerroten Mauern, der sich Fabrikhallen mit eingeschlagenen Fensterscheiben anschlossen. Das erste Lebewesen! Ein zottiger, tabakbrauner Hund sprang dem Auto nach, bellte wütend, stoppte unvermittelt und beroch gründlich einen Laternenpfahl. Sie überquerten einen fast

kreisrunden Platz. Ein Kiosk stand dort mit knallroten Läden und einer schlaffen Fahne an einem Mast. Und wieder Häuserzeilen, eintönig graue, rötliche, rosagetünchte Mietskasernen. Und dann glitt eine Reihe erbarmungslos gestutzter Akazien in ihr Blickfeld, als hätte ein Seelenloser an diesen Bäumen seine grausamen Instinkte abreakiert. Plötzlich zogen die Bremsen an, der Wagen verlangsamte seine Fahrt, rollte über einen Platz, in eine Seitenstrasse, steuerte den Strassenrand an. Der Fahrer gab Signal; noch einmal und ein drittes Mal. Die Wagen hielten. «Zum Kuckuck, was ist denn los!» flüsterte der Deutsche erregt und blickte seinen Zufallskameraden gespannt fragend an. «Ich kann nichts sehen», flüsterte er nochmals, «verflucht! Was hat er vor?»

Stille auf einmal rundum. Martin schüttelte den Kopf — diese Lautlosigkeit war beklemmend.

Dann wurde vorn die Tür der Kabine geöffnet und mit einem harten Knall wieder zugeschlagen. Frank spähte, so gut er es vermochte, durch den Blachenspalt. Er ergriff die Hand Martins, zerrte ihn näher und deutete mit dem Kinn auf die andere Strassenseite hinüber.

Martin erblickte ein Trinklokal; zusammengeklappte Stühle lehnten an der Mauer, und die kleinen runden Eisentische waren aufeinandergestellt. Er schaute höher und sah eine junge Frau in einem offenen Fenster. Ihr dunkles Haar war aufgelöst; sie hatte ein schwarzes Umschlagetuch über ihre Schultern geschlagen, gähnte, lachte und dehnte wohllüstig ihre Arme. Sie rief leise etwas hinunter, vermutlich ein Scherzwort. Wo steckte der Fahrer? Kontrollierte er die Wagen, den Anhänger? Sie hörten seine Schritte; er kam näher, immer näher, hustete, spuckte aus und entfernte sich wieder. Jetzt erblickten sie ihn endlich. Gelassen überquerte er die Strasse, seine eingeschlaufenen Beine eintretend. Es war ein korpulenter Mann von vielleicht vierzig Jahren. Er blickte zur Frau hinauf und grinste lautlos. Leise rief er etwas, und die Frau lachte kichernd, dann liess sie etwas auf den Vorplatz fallen, der Gegenstand schlug metallisch auf — ein Schlüssel. Er bückte sich ohne Hast, hob ihn auf, öffnete gemächlich die Tür, trat in den Flur und schloss sie sanft. Die Frau verschwand vom Fenster; ein blumig-bunter Vorhang erschien wie vor einer kleinen Bühne. Und dann war wieder alles wie zuvor.

Die blinden Passagiere atmeten erlöst und blickten sich vielsagend an. «Dieser Dicke hätte uns keine Schwierigkeiten gemacht», sagte Frank halb-

laut, «was für ein Glückspilz! Wenn man doch immer alles wüsste ...» Er streichelte sich nachdenklich das Kinn und liebkoste dann mit dem Zeigefinger seine Narbe. «Jetzt kriecht der Glückliche in das angewärmte Nest — nach der Arbeit das Vergnügen. Hast du gesehen, wie sie sich gefreut hat? Wie eine Gluckhenne auf den Hahn ... Diese Ueberlandfahrer haben es wie Seeleute — überall warten Bräute auf sie.»

«Es könnte ja auch seine Frau sein ...» warf Martin ein.

«Seine Frau? Seine Frau hätte ihm den Schlüssel heruntergeschmissen und über die Störung gebrummt — sie müssten sich ja gestern verheiratet haben ... Na, wohl bekomms! Wir können jetzt jedenfalls in aller Ruhe verduften. Die Sonne kommt ja schon, schau!»

Die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten die Dächer und über den Firsten segelten ganze Flottillen feurigroter Wolken vor einem saphirblauen Himmelssgrund. In den Fensterscheiben funkelten Reflexe wie Riesendiamanten. Martin konnte indessen der wundersam belebenden Sonne und dem Zauberspiel ihrer Strahlenbündel nicht lange Beachtung schenken; er musste sich sputen und hastig seine Tasche mit Orangen vollstopfen.

«Los, Bruderherz!» rief Frank halblaut. «Wir springen ab und schleichen dann hinten herum, besser ist besser.»

Er spähte nochmals hinaus: die Strasse war menschenleer. Nichts regte sich. «Los!»

Einige Sekunden später hatten sie ihr fahrendes Biwak lautlos verlassen. Auch auf der anderen Seite war die Strasse menschenleer. Vereinzelt sangen die Vögel in den Gärten. Sie überschritten die Strasse, Frank voran und Martin ihm hart auf den Fersen; als sie das gegenüberliegende Trottoir erreicht hatten, holten sie mit langen Schritten aus, einem rostigen Lanzenzaun entlang, hinter dem ein verwilderter Park unter den Strahlen der Morgensonne zu erwachen und sich zu verwandeln begann.

Dann fiel der Deutsche unvermittelt in einen gemütlichen Schlenderschritt, blickte seinen nächtlichen Genossen an und lachte befriedigt. Martin lachte ebenfalls wie ein Spitzbube, dem ein guter Streich gelückt ist. «Wir haben ja nichts gestohlen!» sagte Frank. «Und kein Mensch hat uns gesehen — wozu da eilen wie Schelme?» Er blieb plötzlich stehen und sagte: «Wie alt bist du eigentlich, Menschenskind? Siehst ja wie ein Neugeborenes aus.»

(Fortsetzung folgt)